

# BLÄTTER

aus dem

# MAX-SAMUEL-HAUS

Rostock

Nr. 24

Januar 2003

## 60 000. Besucher

Am 4. Dezember 2002 konnten wir im Max-Samuel-Haus den 60 000. Besucher einer Veranstaltung bzw. Teilnehmer eines Projektes begrüßen. Der 17jährige Schüler Dominikus Koch, Mitglied der vom Max-Samuel-Haus und der Pater-Siemaszko-Stiftung in Krakow/Polen getragenen Projektgruppe „Täter – Opfer – Zuschauer“, erhielt zur Erinnerung ein Exemplar des Buches von Dr. Christine Gundlach „Ein bißchen anders bleibt man immer. Jüdische Zuwanderer in Mecklenburg-Vorpommern“.

Insgesamt gestaltete unser Haus im abgelaufenen Jahr 107 Einzelveranstaltungen mit insgesamt 3221 Besuchern. 47 Veranstaltungen richteten sich an ein allgemeines Publikum, darunter 5 Ausstellungen, 12 Vorträge, 2 Konzerte, 3 Lesungen, 4 Diskussionsforen, 2 Museumsbesuche und je eine Exkursion, Theateraufführung und Filmdiskussion.

Als besonders wichtig erwies sich die von Mitarbeitern unseres Hauses gestaltete Ausstellung „Gesichter aus dem Holocaust“, in der versucht wurde, das Leben und den Leidensweg der über 80 Rostocker Opfer des Holocaust darzustellen. Neuland beschritten wir mit der Werkausstellung „Declaration“ des israelischen Künstlers Dan Richter-Levin. Auf etwa 250 qm zeigten wir 143 Werke des in Ein Hod lebenden Malers und Bildhauers. Die Werkschau war nach vielen kleineren Einzelausstellungen die bisher größte Personalausstellung Dan Richter-Levins in Deutschland. Gleichzeitig konnten wir zur Ausstellungser-

öffnung die Plastik „Declaration“ vorstellen, die, als Pendant zu gleichnamigen Skulpturen in Auschwitz und Ein Hod, von Dan Richter-Levin während seines Gastaufenthaltes in unserem Haus entstand. Diese Skulptur wird als Geschenk des Künstlers dauerhaft im Garten des Max-Samuel-Hauses zu sehen sein.

Besondere Aufmerksamkeit fand die vom Max-Samuel-Haus gemeinsam mit dem Historischen Institut der Universität Rostock angebotene Filmdiskussion „Der ewige Jude“. Das antisemitische Standardwerk wurde von unserem Vereinsmitglied Dr. Wilhelm Kreutz aus Mannheim vorgestellt. Über 120 Teilnehmer, vor allem Studenten und Jugendliche, diskutierten mehr als zweieinhalb Stunden über Funktion und Wirkungsweise antisemitischer Propaganda.

Großes Interesse fanden auch die Vorträge von Dr. Yaakov Zur (Ein Hanatziv/Israel) zur Deportation Rostocker Juden am 10. Juli 1942, von Prof. Dr. Anders Törnvall (Universität Linköping/Schweden) zum Verhältnis von Religionen und Menschenrechten sowie die Lesungen von Fred Schwarz (Niederlande) aus seiner Autobiographie „Züge auf falschem Gleis“ und von Prof. Dr. Frank Stern (Ben-Gurion-Universität Beer Sheva/Israel) aus seinem neuesten Buch „Dann bin ich um den Schlaf gebracht. Ein Jahrtausend deutsch-jüdischer Kulturgeschichte“.

Zu einem besonderen Schwerpunkt entwickelte sich nach der Flutkatastrophe im August unsere Unterstützungsaktion für die schwer

geschädigte Gedenkstätte des ehemaligen Konzentrationslagers Theresienstadt in Tschechien. Gemeinsam mit Künstlern des Volkstheaters Rostock, der Compagnie de Comédie, der Hochschule für Musik und Theater und des Konservatoriums „Rudolf Wagner-Regeny“ konzipierten wir eine Benefizveranstaltung im Theater im Stadthafen. Mit Kompositionen, die zum großen Teil in Theresienstadt entstanden, und Texten über Rostocker Theresienstadt-Deportierte gelang uns ein eindrucksvolles Programm. Für uns alle bewegend waren die Worte der Prager Theresienstadt-Überlebenden Lisa Mikova, die im Namen der Theresienstädter Initiative die Situation der Gedenkstätte schilderte und den Beteiligten für ihr Engagement dankte. Zusammen mit dem Ergebnis des gemeinsamen Spendenaufrufs des Max-Samuel-Hauses und der Rostocker Bundestagsabgeordneten Dr. Christine Lucyga konnten wir über 5000 Euro auf das Hilfskonto der Gedenkstätte Terezin überweisen. Diese Unterstützung des Wiederaufbaus wollen wir fortsetzen, außerdem werden wir in diesem Jahr mit Studenten des Historischen Instituts der Universität Rostock nach Theresienstadt fahren.

Im Jahr 2002 haben über 1400 Kinder und Jugendliche unser Haus besucht und an den insgesamt 60 Projekten der Jugendarbeit teilgenommen. Im Sommer ging das dreijährige internationale Jugendprojekt „Wochn fun Bitohn – Wochen der Hoffnung“ mit einem Kulturcamp in Riga zu Ende. Über drei Jahre hatten sich auf unsere Initiative Schüler aus Rostock, Krakow und Haifa mit Geschichte und Kultur des ausgelöschten osteuropäischen Judentums, aber auch mit Gesellschaft und Politik des heutigen Deutschland, Polen und Israel beschäftigt. In Konzerten, Ausstellungen und auf Diskussionsforen präsentierten sie ihre Sichten und Erkenntnisse. Insbesondere in der Zusammenarbeit mit dem polnischen Projektpartner – der katholischen Pater-Siemaszko-Stiftung – entstand eine so gute Atmosphäre, daß wir weitere gemeinsame Projekte planen konnten. So konnte bereits im September das deutsch-polnische Nachfolgeprojekt "Täter – Opfer – Zuschauer" beginnen.

Mittlerweile eine Institution als Stadtteilkinderfest ist unser jährliches Kinderfest „Kunter-

bunter Schmetterling“. Das 4. Kinderfest mit den Partnern Evangelischer Kindergarten der Innenstadtgemeinde und Jüdischer Sportverein Makkabi e.V. wurde von über 300 Kindern mit ihren Eltern besucht.

Ein Novum in der Jugendarbeit war mit Semesterbeginn im Herbst 2002 das gemeinsam mit dem Historischen Institut der Universität Rostock gestaltete Seminar für Geschichtsstudenten „Jüdische Intellektuelle in der SBZ/DDR 1945-1990“. In mehr als einem Dutzend Seminaren untersuchten 26 Studenten unter der Leitung von Dr. Fred Motzek (Universität Rostock) und Frank Schröder / Wolfgang Weiskirchen (Max-Samuel-Haus) vor allem über biographische Studien das Thema.

Beginnend mit der Ehrung Richard Siegmanns im Juni 2002 konnten wir im vergangenen Jahr insgesamt 5 „Stolpersteine“ für Rostocker Opfer des Holocaust einbringen. An diesem Projekt beteiligten sich mit Spenden die RSAG sowie Bürger aus Rostock, Jerusalem, New York, Bremen und Berlin.

Unsere Arbeit wurde ermöglicht durch die Förderung des Landes Mecklenburg-Vorpommern, der Hansestadt Rostock, des Arbeitsamtes sowie durch Sponsoren wie z.B. die Ostseesparkasse Rostock und die Jahreskosten der Rostocker Kaufmannschaft.

Im Jahr 2003 wollen wir mit einer halbjährigen Ausstellung „100 jüdische Persönlichkeiten aus Mecklenburg-Vorpommern“ einen besonderen Schwerpunkt setzen. Vom 22. Mai bis 22. November werden wir auf 250 qm Fläche Rabbiner und Schriftsteller, Erfinder und Wissenschaftler, Ärzte und Politiker u.a. aus Schwerin, Rostock, Stralsund, Neustrelitz, Neubukow, Demmin und Greifswald vorstellen, die zwischen dem ausgehenden 17. Jahrhundert und dem Jahr 1945 in Mecklenburg-Vorpommern geboren wurden, gewirkt haben oder gestorben sind. Gleichzeitig werden wir im Juni die von Dr. Christine Gundlach herausgegebene Biographie „Yaakov Zur – ein Israeli aus Rostock. Erinnerungen und Begegnungen“ (Arbeitstitel) vorstellen, die als Nr. 3 der Schriften aus dem Max-Samuel-Haus erscheinen wird.

Ein Konzert mit Werken von Paul Hindemith, Pavel Haas, Kurt Weill, Alexander Zemlinsky u.a. findet am 27. Januar 2003 anlässlich des Gedenktages für die Opfer des Nationalsozialismus im Max-Samuel-Haus statt. Die Interpreten, unter ihnen unsere Autorin Anke Zimmermann, sind Preisträger des 2. bundesweiten Wettbewerbs „Verfemte Musik 2002“ und Teilnehmer des 4. Internationalen Meisterkurses „History, Music & Remembrance“.

Symbol eines ungebrochenen Kulturwillens:

## Musik aus Theresienstadt

Die Bezeichnung „Musik aus Theresienstadt“ ist besonders in den letzten Jahren zu einem Symbol für eine Musikkultur geworden, die sich vor dem Hintergrund eines entbehrungsreichen und kräftezehrenden Lageralltags in nationalsozialistischen Konzentrationslagern oder Ghettos entfaltet. Besonders in dem von der Nazi-Propaganda als „Künstler- und Vorzeige-KZ“ ausgewiesenen Ghetto Theresienstadt entstand durch die Inhaftierung vieler bedeutender Musikerpersönlichkeiten ein Zentrum der musikalischen Lagerkultur. Zahlreich sind die Berichte von Theateraufführungen, Operninszenierungen und Konzerten. Komponisten wie Hans Krása, Gideon Klein, Pavel Haas, Viktor Ullmann, Karel Reiner und Zigmund Schul schufen, eingezwängt von den Mauern des Ghettos, das die letzten Reste menschlicher Würde durch Verzweiflung zu verschlingen drohte, ihre eigenen Werke. Fanden kulturelle Aktivitäten zunächst heimlich statt, so wurde das sich entwickelnde Musikleben von den Nationalsozialisten zunehmend sogar gefördert, um es auf perfide Weise für propagandistische Zwecke nutzen zu können. Der Weltöffentlichkeit sollte der Schein einer lebendigen jüdischen Lagerkultur vorgegaukelt werden. Die bittere Wahrheit, der wir heute ins Auge blicken müssen, ist, dass dieses Vorhaben gelang. Die Todeszüge aus Theresienstadt sollten noch bis zum Herbst 1944 ungehindert und von der Weltöffentlichkeit kaum beachtet in die Vernichtungslager rollen. Es sind gerade diese Zusammenhänge, die verdeutlichen, dass mit Bezeichnungen wie „Theresienstädter Kulturleben“ auch die Gefahr der „Derealisierung des historischen Ortes“ einhergeht (Wolfgang Benz). Die Vielfalt der musikalischen Aktivitäten, denen sich zahlreiche Häftlinge zuwandten, ist dennoch unumstritten. Einige der Künstler überlebten das Ghetto Theresienstadt und weitere Konzentrationslager. Gerade sie sind es, die heute ein authentisches und differenziertes Zeugnis von den tatsächlichen Lagerbedingungen ablegen. Der Kontakt zu diesen Überlebenden ermöglicht eine ein-

zigartige Chance, die zu ergreifen als Pflicht verstanden wird von vielen, die sich rückblickend mit der außerordentlich komplexen Gesamthematik beschäftigen. Eine solche Chance wird seit einigen Jahren durch Projekte des Landesverbandes M-V des „Jeunesses musicales e.V.“ geboten, der in regelmäßigen Abständen Meisterkurse in Tschechien, Israel und Deutschland durchführt, die es jungen Musikern erlauben, bei namhaften Künstlern, die in Theresienstadt interniert waren, Unterricht zu nehmen - beispielsweise bei dem heute in Kanada lebenden Violin-Virtuosen Paul Kling oder der Pianistin Edith Kraus aus Israel. Ich hatte das große Glück, an einigen der Kurse teilnehmen zu dürfen. Besonders beeindruckt hat mich die Warmherzigkeit und Offenheit, mit der diese Dozenten uns Deutschen dabei begegneten. Bei einem unserer Konzerte in Theresienstadt kehrten sie sogar an den Ort ihrer einstigen Qualen zurück. Hier sahen sie viele ihrer Verwandten und Freunde das letzte Mal, bevor auch diese in die so genannten „Osttransporte“ nach Auschwitz eingereiht wurden und dort ums Leben kamen. Wie unermesslich muss die menschliche Größe dieser Musiker sein, heute wieder völlig vorurteilsfrei Deutsche zu unterrichten. Ich bin dankbar, sie kennengelernt zu haben. So bemühe ich mich seitdem, im Rahmen meiner studentischen Möglichkeiten, ihre Erfahrungen in Form von Zeitzeugenbefragungen festzuhalten, wann immer sich die Möglichkeit dazu bietet. Die bislang aufgezeichneten Berichte sind inhaltlich so unterschiedlich wie Menschen selbst es sind. Die Kernaussagen – gerade in Bezug auf das „Theresienstädter Musikleben“ – ähneln sich jedoch stark und führen zu der Einsicht, dass ein Mensch, so lange er am Leben ist, weit mehr zu behaupten versucht als nur seine physische Existenz.

Anke Zimmermann  
Studentin an der Hochschule für  
Musik und Theater Rostock

Gespräch mit Landesrabbiner William Wolff

## Religion und Integration

*Herr Wolff, kürzlich äußerten Sie in der Aula der Rostocker Universität Ihren Stolz, als deutscher Jude geboren zu sein. Was bedeutet Ihnen, der seit der Kindheit in England lebt, die Herkunft aus Deutschland?*

Am 27. September 1933 ist unsere Familie von Berlin nach Amsterdam ausgewandert. Dort blieben wir sechs Jahre. Mein Vater, der in Hannover aufgewachsen war, konnte in Amsterdam nicht Fuß fassen. Er hatte schon als junger Mann in England gelebt, später in Deutschland englische Firmen vertreten, deshalb gingen wir nach London. Mein Vater war orthodox, meine Mutter führte einen koscheren Haushalt. Wir lebten als orthodoxe Juden, und trotzdem waren wir stolz darauf, ein Teil der Gesellschaft zu sein. Es war eine besondere Orthodoxie in Deutschland, die es heute nicht mehr gibt. Wenn man zum Beispiel als jüdisch-orthodoxer deutscher Regierungsbeamter am Schabbat in sein Amt mußte, ist man nicht gefahren, sondern gegangen, und man hat an dem Tag auch nichts geschrieben - so wie es den jüdischen Vorschriften entspricht. Man hat praktisch in zwei Gesellschaften gelebt, und es gab keinen Konflikt zwischen beiden. Dieses Verständnis von Orthodoxie geht zurück auf den Frankfurter Rabbiner Samson Raphael Hirsch. Nach dem Holocaust hat die Ultraorthodoxie gesagt: Ihr seht, wohin das geführt hat, man kann also nicht jüdisch-orthodox und gleichzeitig Teil der deutschen oder allgemeinen Gesellschaft sein. Und weil sich niemand für die moderne Orthodoxie eingesetzt hat, ist sie heute nicht mehr vorhanden. Das tut mir sehr weh, auf diese Tradition bin ich stolz.

*Sie waren nach langjähriger journalistischer Tätigkeit Rabbiner in England und haben sich mit 74 Jahren entschlossen, Landesrabbiner in Schwerin zu werden. Das heutige Deutschland bezeichnen Sie als ein liberales Land mit freundlichen Menschen. Teilen Sie die Befürchtungen des Zentralrats der Juden nicht? Sind Sie ohne Sorge auch angesichts von Friedhofsschändungen und antisemitischen Hetzparolen?*

Nach meiner Meinung handelt es sich bei den Leuten, die so etwas tun, nur um eine winzige Minorität. Ich lebe hier in keiner Angst. Ich gehe in Rostock und Schwerin ruhig durch die Straßen, fühle mich sicher. Die Menschen sind freundlich. Neulich hatte ich im Geschäft vergessen, die Bananen zu wiegen, hinter mir bildete sich eine lange Schlange, die Leute mußten warten. Sie blieben ruhig, obwohl sie das Recht gehabt hätten, ungeduldig zu werden. Eine Frau sagte zu mir: „Ich habe Sie im Fernsehen gesehen, Sie haben das gut gemacht.“ Nein, wir leben in keiner Bedrohung

*Statistiken und Umfragen verzeichnen ausländerfeindliche, auch antisemitische Einstellungen ...*

Die Umfragen sind eines, die Begegnungen etwas anderes. Ich urteile aus meiner eigenen Erfahrung von zehn Monaten Leben hier im Lande.

*Sie halten die Integration der jüdischen Zuwanderer, ihr Selbstverständnis als Teil der deutschen Gesellschaft für notwendig. Diesem Wunsch stehen oftmals andere Erfahrungen der Zuwanderer mit der deutschen Gesellschaft gegenüber, das Gefühl, hinter einer Barriere zu stehen. Wie ist das Ziel zu erreichen?*

Eine Barriere wird in erster Linie durch die Sprache gebildet. Die Kinder, die zur Schule gehen, integrieren sich gut, fühlen sich wohl in ihrer Schule. In Schwerin brachte ein Junge seine Klasse mit in die Gemeinde, um seinen Mitschülern zu zeigen, was das ist.

Ich meine, durch die Säkulargesellschaft, in der die Religion im Leben vieler Menschen keine Rolle mehr spielt, also religiöse Schranken gar nicht vorhanden sind, wird die Integration erleichtert.

Allerdings gibt es ökonomische Schwierigkeiten hier im Nordosten - wenn die Umstände sich ändern, wenn die Leute Arbeitsplätze haben, wird es mit der Integration leichter gehen. Und die wirtschaftlichen Verhältnisse müssen und werden sich ganz bestimmt bessern.

*Sie sind ein optimistischer Mensch! Die Zahlen sprechen mindestens vorerst dagegen, die Arbeitslosen, die Insolvenzen ...*

Aber es gibt ja auch einen gewissen schwarzen Arbeitsmarkt ... Gerade wenn man nach Rostock kommt, erlebt man einen Bahnhof voller Menschen, reger Verkehr in den Straßen, wirtschaftliches Leben, die Kaufhäuser und Restaurants sind voll. Rostock ist keine arme Stadt. Da sieht es in Neubrandenburg schon anders aus.

*Sie waren in Neubrandenburg Gast des Kirchentages, haben in der Stralsunder Nikolaikirche gesprochen, ebenso an den Theologischen Fakultäten in Greifswald und Rostock, suchen Kontakt zu den Kirchen. Ist das gemeinsame Interesse an der Religion innerhalb der Säkulargesellschaft ein Grund dafür?*

Sie meinen eine Zusammengehörigkeit gegenüber den Nichtreligiösen? Mag sein, eine Seite davon ist es sicherlich ... Die Beziehung zur Kirche ist mir sehr wichtig, besonders in Hinsicht auf die Vergangenheit erscheint es wesentlich, daß Kirche und Synagoge in ein enges Verhältnis kommen. In England hat sich diese Beziehung schon seit dem Krieg, seit 1941/42 entwickelt. Ich habe in England immer Kontakt zu Pfarrern gesucht, wo ich auch war. Zum Teil entwickelten sich persönliche Beziehungen, sogar mehrere Freundschaften sind entstanden. Ich spüre hier in Deutschland auch von Seiten der Kirchen den großen Wunsch nach Kontakt und Dialog.

*Die Religiosität der jüdischen Zuwanderer ist durch ihre Herkunft aus der ehemaligen Sowjetunion meist wenig ausgeprägt. Rund 1300 von ihnen sind in Mecklenburg-Vorpommern Mitglieder der jüdischen Gemeinden. Sie werten das als Bekenntnis zur Religion - aber könnte es nicht eher die Suche nach einem Halt, nach Zusammengehörigkeit, nach Gemeinschaft in der Fremde sein, auch ohne religiöse Bindung?*

... Das ist sehr gut möglich ... Da mögen Sie zum Teil Recht haben. Die geringe Zahl derjenigen, die zu Gottesdiensten kommen, spricht dafür. Zu jedem Schabbat kommen in Schwerin 30 bis 50 Leute. In Rostock erhalten die 10 Männer, die für den Minjan nötig sind, eine finanzielle Vergütung.

Es gibt aber auch Zuwanderer, die gar nicht in die Gemeinde kommen. In Schwerin gibt es außerdem einen russisch-jüdischen Klub, der mit der Gemeinde nichts zu tun hat. Wer der Gemeinde angehört, will sich wohl doch als Jude identifizieren.

*Die Durchführung der Gottesdienste ist aufgrund der sprachlichen Probleme nicht einfach. Zur Zeit wird in drei Sprachen gepredigt und gebetet: hebräisch, deutsch und russisch. Welche Kompromisse müssen Sie eingehen?*

Vor 30 Jahren habe ich in England mein erstes Russisch-Examen gemacht. Ich habe mich immer für Rußland, die russische Sprache und Kultur, für das Ostjudentum interessiert, da gab es immer eine persönliche Beziehung. Während eines Besuchs 1975 bei den russischen Juden in Moskau, Leningrad und Kiew habe ich mich zwar sehr wohl gefühlt, dort gab es noch ein bißchen jüdisches Leben, aber unter dem sowjetischen Regime hätte ich nicht leben können.

Mein Prinzip, das ich aus dem Talmud nehme, ist: Die betenden Menschen müssen die Gebete, die sie sagen, verstehen. So lese ich einen Teil der Liturgie auf hebräisch, und die Gemeindemitglieder lesen einen Teil in der russischen Übertragung. Gebete, die ich für besonders wichtig halte, werden auf hebräisch und auf russisch vorgetragen. Die Predigten halte ich auf deutsch, sie werden ins Russische übersetzt, deshalb müssen sie möglichst kurz gefaßt sein.

*Die Gottesdienste, Schabbatfeiern und Festtage werden seit Jahren regelmäßig als Gemeindefeiern begangen. Als die wichtigere Seite jüdischen Lebens betrachten Sie aber das gelebte Judentum zu Hause. Wie sieht diese Relation in der Landeskommune aus?*

Die Organisation der Gottesdienste und Feiern in der Gemeinschaft halte ich für bewundernswert, hier wurde und wird von den Gemeinden eine große Arbeit geleistet. Doch sollte der gemeinsame Gottesdienst nur ein Teil des jüdischen Lebens sein. Ebenbürtig und unerläßlich ist das gelebte jüdische Leben zu Hause. Das sind zum Teil komplizierte Zeremonien, zu Pessach zum Beispiel umfangreiche Vorbereitungen, Säubern, Ge-

schirrwechsellern, Kochen, die Mahlzeiten, die Gesänge, die Gebete. Nicht der Glaube an sich, sondern das persönliche Leben nach den Ge- und Verboten Gottes macht die jüdische Religion aus. Ich habe den Eindruck, daß es hier zur Zeit nur ganz wenige Familien gibt, die auch zu Hause das Judentum praktizieren, den Schabbat begehen oder Chanukka feiern. Wie sich das entwickeln wird, weiß ich nicht. Bisher sehe ich noch keine großen Fortschritte. Es wird meine Aufgabe bleiben, in dieser Richtung zu wirken.

*Kommen die Gemeindemitglieder mit persönlichen Anliegen zu Ihnen, um den Rat des Rabbiners zu suchen?*

Für persönliche Gespräche reicht mein Russisch nicht aus, ich muß mehr an der Sprache arbeiten, um dazu wirklich in der Lage zu sein. Bei der Bestattung eines jungen Mannes habe ich zum Beispiel die Trauerrede gehalten, die Eltern waren nicht da, aber der Bruder. Ich habe deutsch gesprochen, es wurde übersetzt, aber mir ist bewußt, daß nichts davon, was ich gesagt habe, auf ihn irgendeinen Eindruck gemacht hat. Das war für mich sehr ernüchternd festzustellen, denn ich empfinde es als eine meiner Hauptaufgaben, daß ich bei Bestattungen etwas sage, das den Hinterbliebenen helfen kann. Meistens gelingt mir das, aber hier war das nicht der Fall - und zwar deshalb, weil ich nicht zu der Familie gehen und mit ihnen sprechen konnte. Wir hätten uns nur stumm gegenüber gesessen. Besser ging es nach dem Tod einer Frau, deren Tochter sehr gut deutsch kann, der Mann auch etwas - ich hoffe, ich habe ihnen mit meinen Worten und dem späteren Gottesdienst etwas helfen können.

*Etwa ein Drittel der schon vor Jahren Zugewanderten kann aber inzwischen so gut deutsch, daß man sich mit ihnen verständigen kann. Ob manches Gemeindemitglied vielleicht gar nicht weiß, was ein Rabbiner ist?*

Das ist möglich, und viele wußten lange gar nicht, daß überhaupt ein Rabbiner da ist, zum Beispiel in der Jugendgruppe, mit der ich mich getroffen habe. Ich schreibe jetzt jeden Monat einen Beitrag für das Gemeindeblatt, zum Beispiel die Neujahrsbotschaft im September, im

November über Chanukka. Ich trete auch im jüdischen Programm des NDR auf und bei anderen Gelegenheiten. Meine Anwesenheit ist nun hoffentlich allgemein bekannt.

*Sie bezeichnen die Religion als Hauptbestandteil der jüdischen Identität. Welche Rolle spielt Israel im Selbstverständnis der Juden?*

Das damalige Palästina hätte in den 30er und 40er Jahren ein Zufluchtsort sein können, der viele Juden vor den Gaskammern hätte retten können. Aber damals stand es noch unter englischer Verwaltung, und die Zuwanderung war beschränkt. Erst nachdem Palästina 1948 geteilt wurde und in einem Teil der jüdische Staat errichtet wurde, hatten Juden zum ersten Mal seit 1900 Jahren in Notfällen einen Zufluchtsort, der ihnen immer offen ist. Das ist eine große Errungenschaft. Aber was das für das individuelle Selbstverständnis bedeutet, hängt davon ab, wie sicher man sich in seinem Heimatland fühlt. Die amerikanischen und englischen Juden fühlen sich völlig sicher, und da hat Israel als Zufluchtsort wenig Bedeutung. In Frankreich, wo sie sich scheinbar unsicherer fühlen, weil es dort einen großen muslimischen Bevölkerungsanteil gibt, ist die Bedeutung Israels größer. Sie hängt außerdem auch davon ab, wie man politisch engagiert ist. In den 2000 Jahren der Heimatlosigkeit war Israel das Heimatideal - dieser Gedanke ist immer noch da, er ist allgemein wichtig, emotionell und religiös. Was er individuell bedeutet, ist etwas anderes. In England war in meiner Gemeinde ein Mann, früher ein bekannter Richter, er ist jetzt 98 Jahre. Als vor zehn Jahren seine Frau gestorben ist, habe ich ihn besucht. An der Wand seines Arbeitszimmers hängen verschiedene Urkunden des Königshauses: seine Bestätigung als Offizier, seine Ernennung zum Richter. Diesem Mann bedeutet Israel nichts. Wenn er etwas auf der Seele hat, schreibt er an den englischen Premierminister.

*Wie bewerten Sie die heutige Bedeutung der historischen heiligen Stätten? Und welche Verbindung sehen Sie zur gegenwärtigen politischen Situation?*

Für Christen sind die heiligen Stätten unvergleichlich wichtiger als für uns. Wie wichtig

sie für den einzelnen Juden sind, hängt davon ab, wie religiös er ist und wie gut er seine Bibel kennt. Dieses Jahr war ich zum ersten Mal seit 11 Jahren in Israel, bei Freunden, mit denen ich als Kind den Schabbat verbracht habe. Sie lieben das Land, und sie wissen genau, mit welchen Stätten welche biblische Geschichte zu verbinden ist. Den meisten ist aber kaum bewußt, was David hier oder Saul dort gemacht hat. Für die große Mehrzahl der Israelis spielt das eine geringe Rolle in ihrem Leben. Für mich war der Besuch in Israel schon bedeutungsvoll, weil ich ja aus der Zeit der Verfolgung stamme. Jetzt sind wir nicht mehr viele aus dieser Zeit. Israel war damals der Traum, die einzige Hoffnung. Es ist eine ande-

re Frage, was aus dem Traum geworden ist - weil die Wirklichkeit immer anders ist. Es wäre eine unvorstellbare Tragödie, wenn das Land nicht mehr bestehen würde. Aber das bedeutet nicht, daß man jeder Wende in der Politik, besonders der Politik des Herrn Scharon, folgt. Ich betrachte mich nicht als Sprecher Israels, dafür gibt es die Israelische Botschaft. Ich bin nicht da, um jede Aktion der israelischen Armee zu verteidigen. Das ist nicht Aufgabe des Landesrabbiners. Meine Hauptaufgabe ist weder Politik noch Kultur oder Sozialarbeit, sondern die Religion. Wir sind eine Glaubensgemeinschaft.

Gespräch: Christine Gundlach/Frank Schröder

#### GESPRÄCHE ÜBER GOTT UND DIE WELT

*Am 28. Januar 2003 liest Johanna Schall, Schauspielregisseurin am Volkstheater Rostock, im Max-Samuel-Haus aus Texten von Jeschajahu Leibowitz. Teilnehmer der anschließenden Podiumsdiskussion sind Landesrabbiner William Wolff und Pastor Dr. Fred Mahlburg, Leiter der Evangelischen Akademie Mecklenburg-Vorpommern.*

## BEQUEMER WIRD DER MANN NICHT

Jeschajahu Leibowitz im Gespräch „über Gott und die Welt“

Dass einer zu „allem Möglichen“ etwas zu sagen weiß, reizt nicht unbedingt dazu, seinen Gedanken und Meinungsäußerungen auch Tiefgang zu unterstellen. „Gespräche über Gott und die Welt“ – dieser Titel könnte einen hindern, das Buch überhaupt aufzuschlagen, nicht weil er neben „Welt“ auch „Gott“ sagt, sondern weil das wie „nicht Fisch und nicht Fleisch“ klingt. Aber der Titel könnte ja auch bedeuten: Hier hat einer zu wesentlichen Fragen etwas Eigenes, auch Provozierendes gesagt. Und so ist es tatsächlich. Und das Ganze aus einer dezidiert jüdischen Perspektive.

Der Klappentext zitiert eine Pressestimme: „Leibowitz provoziert, regt zum Denken, zum Widerspruch an, es ist schwer, ihm gegenüber gleichgültig zu bleiben.“ Und schon eine kleine Auswahl von Stichworten aus dem Inhaltsver-

zeichnis ist vielversprechend: Nationalismus, Judentum und Christentum, Religion und Staat, Autorität und Verantwortung, Körper und Seele, Humanismus, Sinn des Lebens, Lebensgrenzen... Und das Ganze nicht in einer gelehrten Abhandlung, sondern in einem abwechslungsreichen Gespräch, das sich Zeit genommen hat.

Da es nicht zu umgehen ist, kann ich auch gleich damit anfangen, obwohl ich mich manchen Satz nicht zu zitieren traute, wäre er nicht von einem Juden in Israel gesagt worden, und nicht von irgendeinem; also: Krieg und Frieden und der Staat Israel. Ich habe gerade die erste Seite gelesen, da stockt mir der Atem: „Israel wollte in der Vergangenheit keinen Frieden und will auch heute keinen Frieden, sondern ist allein an der Aufrechter-

haltung der Herrschaft über die besetzten Gebiete interessiert.“ Die israelische Gesellschaft befände sich „in einem Auflösungsprozeß“ und sei „allein durch den Panzer“ nicht zusammenzuhalten, auch nicht, wenn man „den Nationalismus zu einem obersten Wert“ erklärt und die Armee heilig spricht. Wer „die Armee für heilig hält, (kann) kein religiöser Mensch sein“.

Ich muss befürchten, dass die „Blätter aus dem Max-Samuel-Haus“ solche Sätze gar nicht drucken mögen, versichere aber, dass ich nicht die schärfsten ausgewählt habe. Ich helfe mir so: Wenn das einer der führenden Intellektuellen Israels ausspricht, dann muss dem *nachgedacht* werden.

Bequemer wird der Mann nicht, zumal er ja bereits verstorben ist. Dennoch, ich atmete gewissermaßen auf, als er begann, auch dem Christentum, dem ich mich ja doch verbunden fühle, Maß zu nehmen. Von dem evangelischen Spitzentheologen des 20. Jahrhunderts, über dessen Gotteslehre ich meine Dissertation verfasst habe, sagt er: „(Es) gab in der letzten Generation keinen christlichen Theologen, der derartig unhaltbare Dinge über das Judentum geschrieben hat“. Das ginge ja noch, aber dann: „Das Christentum ist für die gesamte Einstellung der Welt zum jüdischen Volk verantwortlich; alles, was die Welt dem jüdischen Volk angetan hat, und alles, was das deutsche Volk dem jüdischen Volk angetan hat, resultiert aus dem Christentum.“ Das ist wahr. Nicht nur im Sinne eines historischen Urteils, sondern im Sinne einer ungeheuren Aufgabe der Buße. Wie soll das gehen?

„Hitler gehört zum aktuellen jüdischen Erleben für uns heute“, sagt der Jude, „während er für die Deutschen in die Geschichte gehört..., aber wenn etwas empirisch zur Geschichte gehört und nicht zum Erleben, dann verliert es die emotionale Dimension.“

Die Versuchung ist groß, hier wenigstens noch eine Zitatensammlung anzufügen. Aber die „Blätter“ haben gesagt: „eine Seite“. Also will ich's dabei belassen. Nur der eine Hinweis muss noch sein: Leibowitz redet tatsächlich

auch von Gott, und nicht am Rande, sondern in der Mitte. Wieder ganz ungewöhnlich: Gott allein ist heilig und sonst nichts und niemand. Und die ganze „Wertediskussion“ findet eine provozierende Antwort: Dass der Mensch seinem Schöpfer diene, ist „der einzige wirkliche Wert“. „Keine Entscheidung für einen Wert kann durch eine rationale Begründung gestützt werden.“ Sondern? Sondern durch einen religiösen Glauben, der nicht über Gott und die Welt Bescheid zu wissen meint, der auch nicht nur fragt, was die religiöse Tradition sagt, sondern: „Wie entscheide ich“ in Kenntnis dieser Tradition? – und dann auch handelt. Also die Sache mit Gott kann ganz aktuell sein.

Und was war das nun eigentlich für ein Mensch? Jeschajahu Leibowitz wurde am 28. Januar 1903 (!) in Riga geboren, ging 1919 nach Deutschland, um in Berlin Chemie und Philosophie zu studieren, später noch Medizin in Köln und Heidelberg. Doktor der Philosophie und Doktor der Medizin, wanderte er 1934 nach Palästina aus, wirkte als Professor für Chemie und Neurophysiologie, Wissenschaftsgeschichte und Philosophie in Jerusalem, war Chefredakteur und Mitautor der großen „Hebräischen Enzyklopädie“. Leibowitz provozierte immer wieder religiöse und politische Debatten, insbesondere zu den Themen Perspektiven des Judentums und des jüdischen Volkes, Staat und Religion in Israel sowie zu Krieg und Frieden und zur Frage der seit 1967 durch Israel besetzten Gebiete. Leibowitz starb 1994.

Die Gespräche mit ihm führte Michael Shashar (Schereschewsky), Publizist und Schriftsteller, 1933 in Berlin geboren, enger Mitarbeiter von Moshe Dayan, Präsidentenberater, Generalkonsul Israels in New York.

Lesen Sie selbst! „Gespräche über Gott und die Welt“ gibt's als Insel-Taschenbuch. Wenn Ihnen manche Urteile zu scharf sind, dann fordern sie doch die Bemühung um tragfähige Gegenargumente heraus.

Dr. Fred Mahlburg



## Neuerwerbungen der Bibliothek

Israel Information Center (Hrsg.): Israel von A-Z, Jerusalem 2001

Gilbert, Martin: Das jüdische Jahrhundert. Eine einzigartige Bilddokumentation, München 2001

Khoury, Adel Theodor: Der Islam und die westliche Welt, Darmstadt 2001

Schiffauer, Werner: Die Gottesmänner. Türkische Islamisten in Deutschland, Frankfurt/Main 2000

Kühnl, Reinhard: Der deutsche Faschismus in Quellen und Dokumenten, Köln 2000

Kreppel, Klaus: Israels fleißige Jeckes. Zwölf Unternehmerportraits deutschsprachiger Juden aus Nahariya, Bielefeld 2002

Engert, Jürgen (Hrsg.): Soldaten für Hitler, Reinbek 1999

Müller, W.; Mrotzek, F.; Köllner, J.: Die Geschichte der SPD in Mecklenburg und Vorpommern, Bonn 2002

Ruthven, Malise: Der Islam, Stuttgart 2000

Heine, Peter: Terror in Allahs Namen. Extremistische Kräfte im Islam, Freiburg 2001

Leibowitz, Jeschajahu: Gespräche über Gott und die Welt, Frankfurt/Main 1990

Krohn, Helga (Hrsg.): Vor den Nazis gerettet, Eine Hilfsaktion für Frankfurter Kinder 1939/40, Schriftenreihe des Jüdischen Museums Frankfurt/Main, 1995

Randt, Ursula: Carolinenstraße 35, Geschichte der Mädchenschule der Deutsch-Israelitischen Gemeinde in Hamburg 1884-1942, hrsg. vom Verein für Hamburgische Geschichte, Heft 26, 1996  
*Schenkung der Autorin*

Landtag Mecklenburg-Vorpommern (Hrsg.): Aufarbeitung und Versöhnung. Zur Arbeit der Enquete-Kommission, Band I-X, Schwerin 1997  
*Schenkung von Annemarie Schröder*

Walter Kaufmann: Stimmen im Sturm, Rostock 2002

ders.: Reisen ins Gelobte Land, Rostock 2002  
*Schenkungen des BS-Verlags Rostock*

Tesarek, Anton: Victor Adler, Aus seinen Reden und Schriften, Wien 1947

Preuss, Walter: Die Arbeiterbewegung in Israel, Köln 1969

Stern, J.: Gott? Gottglaube oder Atheismus? Berlin 1907

Parkes, James: Antisemitismus. Ein Feind des Volkes, New York 1945

Höhne, Heinz: Der Orden unter dem Totenkopf. Die Geschichte der SS, 2 Bände, Hamburg 1966

Friedensburg, Ferdinand: Die Weimarer Republik, Hannover 1959

*u.a.: Schenkungen des Dokumentationszentrums für die Opfer deutscher Diktaturen*

**Erica Fischer**

**Das kurze Leben der Jüdin Felice Schragenheim**

„Jaguar“ - Berlin 1922 - Bergen-Belsen 1945

Deutscher Taschenbuchverlag München 2002

Heute wäre sie achtzig. Möglicherweise eine weißhaarige, würdige alte Dame? Eher wohl nach wie vor ein bißchen speziell, etwas leichtsinnig, immer noch leidenschaftlich, eine Spur Jaguar, wie sie sich selbst nannte. Vielleicht hätte sie die jugendlichen Liebesschwüre erfüllt, wäre bei Aimée geblieben, wie sie ihre Geliebte Lilly Wust getauft hatte, und die beiden Frauen hätten mit Lillys Söhnen ihr Familienglück gelebt. Oder hätte sie den engen Alltag nicht ausgehalten und neue Affären begonnen? Wäre sie eine berühmte Journalistin geworden oder eine Dichterin, deren Name im Schriftstellerlexikon und Gedichte in den Schulbüchern stünden?

Daß wir von Felice Schragenheim überhaupt etwas wissen, verdanken wir der Berliner Autorin Erica Fischer. Ihre sensible dokumentarische Erzählung „Aimée und Jaguar“ erschien erstmals 1994, danach in drei weiteren Auflagen, wurde in 14 Sprachen übersetzt und verfilmt. In Anlehnung an ihre Ausstellung „Das kurze Leben der Jüdin Felice Schragenheim“, die auch im Max-Samuel-Haus zu sehen war, gab Erica Fischer jetzt mit Fotos von Christel Becker-Rau ein weiteres Buch zur Geschichte von Aimée und Jaguar heraus. Es enthält auf eine akribische Recherche verweisende Dokumente, Fotos, Notizen, Korrespondenzen, Anträge, Bescheinigungen - was an schriftlichen und bildlichen Zeugnissen von einem Leben übrigbleibt, außerdem Aussagen von Bekannten und Freunden, die sich nach dem Erscheinen des ersten Buches gemeldet haben, und nicht zuletzt viele Briefe und Zettelchen mit Liebesschwüren, die Lilly Wust aufbewahrt hat. Mitgeteilt werden neben persönlichen Informationen über Felice und behutsamen Kommentaren der Autorin auch Fakten zur Zeit, so daß das Buch auch zu lesen ist als eine Geschichte der antisemitischen Repressionen vom Badeverbot im Freibad bis zu Deportation und Vergasung.

Manchmal wird bei der imponierenden Fülle des Materials die Zuordnung durch die typografische Darstellungsart nicht gerade erleichtert.

Beim ersten Durchblättern auf einem der Briefe im Faksimiledruck die Schlußworte: *bis auf weiteres. Felice* und plötzlich ein roter Mund, der in seiner Unmittelbarkeit und Symbolhaftigkeit schockiert - Abdruck des Lippenstiftes. Beim näheren Durchsehen entdeckt man die gelegentliche Verwendung der roten Farbe als grafisches Element: ein Stempel, eine Überschrift, ein Duplex-Druck. Das wirkt sehr formal und - ungewollt oder beabsichtigt? - ziemlich ernüchternd.

Erstmals werden hier alle erhaltenen Gedichte der Felice Schragenheim veröffentlicht. Zum Teil handelt es sich um Spottverse auf Lehrer und Schüler, Gelegenheitsgedichte zu bestimmten Anlässen, wie sie vielfach verfaßt werden. Manchmal denkt man bei Reim und Rhythmus an Kästner oder Ringelnatz. Auffällig die Sehnsucht nach einem Leben voller Vitalität: *Man müßte mal was ganz Verrücktes machen, / sodass die ganze Welt von einem spricht...* Unübersehbar in der dem literarischen Zeitgeist entsprechenden ironischen Heiterkeit dunkle Zeilen: *Was ich wirklich mal geworden wäre, wenn - / das bleibt dahingestellt.* Felice reflektiert den wachsenden Druck und versucht, die Hoffnung zu bewahren. Ihre Liebesgedichte sind voller Gefühl und nicht ohne Zweifel. *Manches kann man nicht sagen, / ohne dass etwas zerbricht - / die letzten Dinge vertragen sogar ein Flüstern nicht.* „Die letzten Dinge“ über Felice, manche Beziehungen und Freunde, Intentionen und Motive dieser eigenwilligen Frau bleiben rätselhaft.

Nach unmenschlichen Torturen in verschiedenen Konzentrationslagern wurde sie nur wenige Monate vor der Befreiung Deutschlands ums Leben gebracht. Sie ist nur dreiundzwanzig geworden. Aus den letzten gnadenlosen Monaten gibt es keine Fotos. Wider bitteren Wissens bleibt Felice für uns wie auf dem Titelfoto herbschön und jung.

Christine Gundlach